

Vom Leben im Hause Salomo/ Für Hans-Helmuth Knütter

Von Günter Zehm

I. Fausts Blindheit und die Welt der Facilitäten

Wenn man den alten Goethe nach der Zukunft befragte, so pflegte er nach übereinstimmendem Zeugnis zu antworten: „Es kommt jetzt die Zeit der Facilitäten.“ Damit meinte er die Zeit der Machbarkeiten und der Bequemlichkeiten für die große Masse, die Zeit der sogenannten „technischen Errungenschaften“. Er kannte die berühmte „Nova Atlantis“ des britischen Lordkanzlers und Wissenschaftsreformators der Shakespearezeit, Francis Bacon, wo schon alles, was an solchen Facilitäten überhaupt nur vorstellbar ist, exakt beschrieben und vorausgesagt wurde. Doch im Gegensatz zu Bacon war Goethe nicht im geringsten enthusiastisch durch diese facilitären Zukunftsaussichten, blickte ihnen vielmehr mit Skepsis und leichter Angewidertheit entgegen.

Was Bacon betrifft, so sah der in der technisch voll equipierten Zukunft die Erfüllung sämtlicher Menschheitsträume, ein Sozialparadies ohnegleichen, „ein neues Haus Salomo“, wie er jubelnd verkündete. Seine „Nova Atlantis“ kennt – im Vergleich zu den Sozialutopien der Thomas Morus oder Thomas Campanella – nicht die geringsten Einschränkungen für das Individuum. Es braucht bei Bacon keine sozialen Einschränkungen mehr, denn alles besorgen uns die Roboter und die glücklichen Erfindungen.

Nicht nur besteht höchste Mobilität in der „Nova Atlantis“, fliegen Flugzeuge und fahren Autos und tauchen Unterseeboote. Annonciert werden auch Staubsauger, medizinische Bäder, ordentliche Brillen, Mikroskope, Himmelsfernrohre. Ein spezieller Gag sind die Telefone, welche Sprachwandler in sich tragen, so daß, wenn ein Chinese vorn hineinspricht, seine Botschaft im schönsten Englisch am anderen Ende herauskommt.

Vor allem gibt es viele, viele Forschungslaboratorien, Weltraumlabor auf den Bergen, Gesundheitslabors in den Ebenen, Treibstofflabors unter der Erde, und faktisch an jeder Ecke eine biologische Versuchsstation. Dort werden neue Düngerarten entwickelt, neue Tier- und Pflanzenarten gezüchtet, Meerentsalzungsanlagen konstruiert, gesundheitsförderliche Diätpläne ausgearbeitet, eine riesige Palette von allen möglichen Pillen und sonstigen Arzneimitteln angeboten. Nicht einmal ein „Betrugslabor“ fehlt, in dem fälschungssichere Pässe und Erlaubnisscheine fabriziert werden und raffinierte Methoden entwickelt, Betrügern aller Art auf die Schliche zu kommen und sie unschädlich zu machen.

Mit einem Wort, Bacons Haus des Salomo von 1620 ist genau das, was wir heute haben, und gerade deshalb bereitet die Lektüre so gemischte Gefühle. Wir lesen hier, wie sich ein kluger Mann vor fast vierhundert Jahren leidenschaftlich danach abstrampelt, das zu kriegen, was wir also heute haben. Er fragt gar nicht mehr, wie noch Thomas Morus, ob die Menschen denn eine bestimmte Sozialordnung befolgen sollten, um zum Glück zu kommen. Er sagt: Das und das müssen wir erfinden oder konstruieren, und dann sind wir glücklich, dann wohnen wir todsicher im Haus des Salomo.

Und wir Heutigen können ganz konkret vergleichen und abwägen, ob wir wirklich im Hause Salomos wohnen. Ach, es kann davon bekanntlich keine Rede sein, im Gegenteil, die schöne Wissenschaft hat die übelsten Nebenfolgen entfaltet, einige Zeitgenossen beginnen schon, sich nach der Zeit des Francis Bacon zurückzusehnen. Das ist im Grunde recht komisch und könnte gut die Vorlage für eines der Shakespearestücke abgeben, die Bacon, Viscount of St. Alban, ja ebenfalls geschrieben haben soll.

Goethe nun, um auf den zurückzukommen, hatte noch keineswegs unsere modernen

Vergleichsmöglichkeiten, seine Zeit war, was die Facilitäten betrifft, durchaus noch auf dem Stand der Shakespeare- und Bacon-Zeit. Aber in Goethe wohnte eben, wie das Thomas Mann in seiner berühmten Goetherede von 1949 sehr schön herausgestellt hat, ein „Dämon“, er sah die Vorderseite der Dinge wie ihre Rückseite, auch was die zukünftigen Dinge anging, ihr Gutes wie ihr Böses.

Sein Faust verabschiedet sich gegen Ende des Dramas von allen „Abenteuern der Erkenntnis“ (Th. Mann), um sich nur noch sozialen Abenteuern zu widmen, ungeheurer Umgestaltung der Natur im Interesse menschlichen „Gewimmels“ („Solch ein Gewimmel möchte' ich sehn, / Mit freiem Volk auf freiem Boden stehn“.). Doch da ist Faust schon blind.

Triumphierend lauscht er dem Spatenklang und glaubt, es seien die Spaten der zur Umgestaltung herbeigepreßten Arbeiter. Aber in Wirklichkeit sind es die schlotternden Lemuren, die ihm auf Geheiß des Mephistopheles sein eigenes Grab schaufeln. Höllische Ironie!

Thomas Mann ist damals vor sechzig Jahren, im „Aufbaujahr“ 1949, schnell über diese ironische Pointe Goethes hinweggeglitten. Allzu groß waren noch überall die Trümmerberge, nackte Not allenthalben und das berechtigte Bedürfnis nach Rekonstruktion, nach Wiederherstellung des unbedingt Nötigen. Immerhin sprach Mann in seinem Vortrag, den er in völlig gleicher Form sowohl in Frankfurt am Main wie in Weimar hielt, tapfer von einer „prinzipiellen Tragik der Tat“ und pflichtete Goethe bei, daß „Erlösung“, Befreiung aus dem Teufelspakt, nie und nimmer durch die Installierung von Facilitäten, sondern einzig durch Liebe, fern aller Facilitäten, zu erlangen sei.

Heute müßte man die Botschaft ungleich schärfer formulieren, müßte voll die dämonische Schau Goethes zur Geltung bringen. In jeder Sache steckt von vornherein ihr Gegenteil und der Keim ihres Untergangs. Je gewaltiger sie sich aufbaut, um so größer der Kladderadatsch, mit dem sie eines Tages umsinkt, so daß es nur weise ist, es niemals zu weit zu treiben, auch mit der Ausgestaltung und Anbetung der Facilitätenwelt nicht. Fausts „höchster Augenblick“, läßt sich auf keinem Feld wirklich, sondern immer nur in der Ahnung genießen.

li. Der Kirchentag und die Macht der Würde

Wie steht es mit der „Macht der Würde“, die nach verbreiteter Ansicht im Hause Salomo walten soll? Viele christliche, speziell lutherisch-evangelische Begegnungen, Kirchentage, „Workshops“ usw., stellen sich neuerdings ja ausdrücklich unter das Thema „Würde“. Was sich die Organisatoren davon versprechen, ist nicht ganz klar. Der Verdacht liegt nahe, daß sie gar nicht näher nachgedacht haben, sondern einfach eine schöne Phrase aufgriffen, unter der sich alles mögliche versammeln läßt.

Die Würde spielt ja im gegenwärtigen Geistesleben und in der gegenwärtigen Politik - zumindest scheinbar - eine große Rolle. Im deutschen Grundgesetz wird sie ausdrücklich beschworen, steht ganz oben, als Paragraph Nummer eins: „Die Würde des Menschen ist unantastbar“. Aber was ist damit gemeint? Wenn wir so fragen, merken wir, daß dem fast inflationären Sprachgebrauch ein recht bescheidenes Corpus an Reflexion gegenübersteht. Gerade in christlichen Zusammenhängen hat die Würde als Ausweis wahrer Menschlichkeit früher nie eine sonderliche Rolle gespielt. Vielmehr galt meistens: Wer ein guter Christ ist, der ist auch wahrer Mensch, und wer kein Christ ist, dem fehlt zum wahren Menschsein eine ganze Menge, mag er noch so sehr mit Titeln, Machtbefugnissen und anderen „Würden“ prunken. Würde ist in solchem Verständnis kein innerer Wert, sondern ein äußerliches Kleid. Und sie ist Bestandteil von eher weltlicher, institutioneller und sozialer Macht. Wer Macht

hat, der muß es zeigen, und eben das feierliche Vorzeigen von weltlicher Macht ist Würde. Macht und Humanitas, Macht und Vernunft klaffen bekanntlich oft weit auseinander, und die Würde, das feierliche Vorzeigen von Macht, gerät somit oft, allzu oft, zur schmähhlichen Farce. Die scharfen Moralisten der frühen Neuzeit, Montaigne, LaRocheffoucauld, Vauvenargue, hatten diese farcenhafte Diskrepanz zu ihrem Lieblingsthema gemacht und ätzend darüber gespottet. „Die Würde ist eine körperliche Kunst, erfunden, um Mängel des Geistes zu verbergen“, heißt es beispielsweise bei LaRocheffoucauld. Und gar bei Vauvenargue: „Die Würde ist meistens nur ein geschmackloses Kleid der Eitelkeit.“ Die Erhebung der Würde zur „Menschenwürde“ war keine Tat des Christentums, sondern eine der vorchristlichen Stoiker in der Antike. Für die hatte die Würde, die „*axía*“, die „*dignitas*“, zwei Aspekte. Zum ersten war sie faktisch identisch mit dem berühmten „Hegemónikon“ Platons, war also Inbegriff jener „von Gott kommenden“ Nobilitierung des Menschen vor jeder anderen lebenden Kreatur, die in der Erkenntnis und Befolgung der Gesetze lag.

Zum anderen sollte sie gewissermaßen die Generalanweisung, die Grundregel sein für das Führen eines ordentlichen Lebens. „Ich wahre meine Würde“, das hieß soviel wie: „Ich bleibe bei mir selbst, liefere mich nicht irgendwelchen Affekten aus“. Für die Stoiker zeigte sich Würde am besten in der Gelassenheit des Weisen, der sich durch nichts aus der Balance bringen läßt, weder durch Glück noch durch Unglück. Auch hier war die Würde also, wie später bei LaRocheffoucauld, eine Maske, eine Fassade, hinter der ich meine eventuell tobenden unreinen Affekte verbergen konnte.

Die Renaissance im 15. Jahrhundert, besonders der junge Pico della Mirandola von der Florenzer Akademie, griffen besonders den Hegemónikon-Aspekt der stoischen Würde-Diskussion wieder auf und läuteten damit das moderne Zeitalter ein. Der Mensch ist frei und vernunftbegabt, deklarierte Mirandola, und er ist als Freier und Vernunftbegabter in der Lage, Gesetze zu befolgen - darin besteht seine Würde. Die Aufklärung, Immanuel Kant im 18. Jahrhundert knüpfte daran an. Die Würde, die „Menschenwürde“, besteht nach Kants Meinung in der Befolgung des Sittengesetzes, des „kategorischen Imperativs“ und in nichts anderem.

Und zwar werde ich würdig nicht etwa dadurch, daß es mir innere Freude bereitet, das Sittengesetz zu befolgen, daß sich meine guten Triebe darin beruhigen usw., sondern allein durch den formalen Vollzug des Sittengesetzes. Kant suggeriert sogar: Am hellsten strahlt die Würde des Sittengesetzes aus mir, wenn ich triebhaft überhaupt nicht dazu gestimmt bin, wenn es mir Pein macht zu gehorchen, wenn ich der „Pflicht“ des Sittengesetzes also nur *contre cœur* nachkomme.

Sittengesetz und Pflichtbewußtsein sind uns einverseelt, wir wissen intuitiv und spontan, was Unrecht ist und was wir nicht tun sollen. Und wir gewinnen einzig und allein dadurch Würde, Menschenwürde, daß wir dieser inneren Stimme gehorchen, komme, was da wolle. Man sieht sogleich: Eine solche Würde ist keineswegs unantastbar, sondern im Gegenteil höchst antastbar. Gewalt bis hin zu Folter und Todesdrohung setzen ihr zu. Wo da Macht herkommen soll, wie die Kirchentagsparole verheißt, ist nicht leicht einsehbar.

Die Würde ist nicht ein einfach per Verfassung einklagbares Menschenrecht wie etwa die Redefreiheit oder die Unverletzlichkeit der Wohnung, sie ist vielmehr eine Art Menschenpflicht, eine Pflicht, die nicht nur dem Staat und der Gesellschaft auferlegt ist, sondern mindestens ebenso lastend jedem einzelnen. Sicher, ein Regime, das die Menschen foltert, ein Medienbetrieb, der sie systematisch lächerlich macht, verletzen die Menschenwürde, aber ein einzelner, der unter der Folter zum Verräter seiner Nächsten wird oder der sich - glücklicherweise der häufigere Fall - etwa in den Medien mit voller Absicht lächerlich

machen läßt, verletzt sie ebenfalls.

Und immer gilt auch, daß Würde vorgezeigt werden muß, daß sie sich nur im Gestus des Vorzeigens realisiert. Das Sittengesetz ist uns einverseelt, gewiß, doch es will praktiziert und demonstriert, also vorgezeigt werden, und in bezug auf die Kunst des Vorzeigens besteht ausgesprochener Lernbedarf. In der Regel bemißt sich die Würdigkeit einer Handlung in erster Linie nach der Weise, wie sie vollzogen wird. Wer als Organisator christlicher Begegnungen wirklich die Macht der Würde demonstrieren will, der muß vor allem dafür sorgen, daß die Treffen in würdiger, das heißt gelassener und zuchtvoller Form ablaufen.

III. Zorniger Gott - schlimmer Gott

Wie die Faust aufs Auge christlicher Frohbotschaften wirkt ein verbreiteter Modus christlicher Haushüter, welcher Gott, den Hausherrn im Hause Salomo, nur noch als Großen Zornigen vorzustellen vermag, gewissermaßen als ewig zähnefletschenden Hausbeauftragten. Das Riesenopus des Theologen Ralf Miggelbrink, erschienen im Freiburger Herder Verlag und betitelt „Der Zorn Gottes“, steht für viele. Wer sich ohne Verzagen durch die knapp siebenhundert Seiten des Werkes hindurcharbeitet und danach nicht sofort aus der Kirche austreten möchte, der steht wahrhaft fest im Glauben und hat starke Nerven.

Dabei meint es Miggelbrink durchaus gut. Der Zorn Gottes, sagt er resümierend, richtet sich nicht gegen den einzelnen, sondern er gilt dem „verkehrten Geschlecht“ im ganzen, „dieser korrumpierten staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung mit ihren Institutionen“. Aber die Dimensionen des Gotteszorns, die in dem Buch entfaltet werden, sind so ungeheuerlich und so penetrant, daß beim Leser jede Hoffnung auf Fairness und eigenes Davonkommen schwindet und nur noch Angst und Depression übrig bleiben.

Es geht los mit dem alten Judengott Jahwe. Der war ursprünglich identisch mit dem ägyptischen Gott Seth, dem „rasenden Gott“, der gegen alle Vielfalt und üppigkeit angeht und absolute Unterwerfung fordert. Jahwe schnaubt vor Zorn durch die Nase (daher sein Name, der sowohl „Nase“ als auch „Zorn“ bedeutet) und will dauernd das Haupt irgendwelcher „Feinde“ zerschmettern. Immer wieder wird ihm sein auserwähltes Volk selber zum Feind, weil es anderen, harmloseren Göttern zuneigt und auch einmal alle Fünfe gerade sein lassen will. Dann wütet er unter ihm wie verrückt mit Pestilenz, Heuschreckenplage *et cetera pp.* Die Propheten erscheinen und tun alles, um die Zornmütigkeit Gottes extra herauszustellen. Amos ist ein absoluter Vernichtungsprophet, Hosea und Jesaja geben sich nur gradweise liberaler. Und selbst beim gemäßigten Jeremia wird der Zorn immer gleich zum „glühenden Zorn“, und der „Sünder“ wird unentwegt zur totalen, bedingungslosen Kapitulation ohne Wenn und Aber aufgefordert, zur „Beschneidung des Herzens“.

Der Eintritt Israels in die griechisch geprägte Welt des Hellenismus macht die Situation nicht gemütlicher. Denn nun treten die Chiliasten und die Apokalyptiker auf, die mit dem Weltende drohen, dem großen Kladderadatsch, gegen den letztenendes auch die Taufe nicht hilft, nicht Reinigung und nicht Einweihung. Wenn alles um einen herum auf entsetzliche Weise kaputtgeht, wirkt private Errettung ja fast wie Verrat.

Jesus und Paulus reihen sich (so Miggelbrink) nahtlos in die Zornestradiation ein. „Das Heil in der Passion wird diskret angedeutet“, der Zorn hingegen entfaltet sich auch bei Christus in voller Pracht. Christus ist gekommen, „zu richten mit dem Schwert“, und zunächst einmal peitscht er „die Händler“ aus dem Tempel hinaus.

Paulus gar, dessen Mund an sich von Gnade überfließt und der den „Affekt“ des Zorns in

stoischer Weise zu verachten gelernt hat, findet überhaupt nichts dabei, all diejenigen, die das christliche Gnadenangebot nicht annehmen wollen und in der Sünde des Fleisches verharren, mit den vollen Konsequenzen des „Gerichts“ zu schrecken. Nur der Gebrauch des Wortes „Zorn Gottes“ ist in seinen Briefen suspendiert, an der Sache selbst hat sich angeblich nichts geändert.

Genau hier macht der Historiker aber nun ein Fragezeichen. Die Verabschiedung des Wortgebrauchs „Zorn Gottes“ bei Paulus ist ja nicht lediglich rhetorisch, sondern markiert einen scharfen Bruch mit der Tradition, eine religiöse Wende ungeheuren Ausmaßes, nicht zuletzt eine Wende ins Rationale und Logische.

Die Götter werden nun nicht mehr wie im Mythos als eine Art höhere Menschen vorgestellt, die bei gegebenem Anlaß zornig herumschreien wie Aphrodite beim Pfeilschuß des Diomedes. Der Gott des Paulus ist gänzlich ohne Affekt, sein Wesen ist Einsicht ins Verhängnis des Daseins und notwendig daraus erwachsende Gnadengewährung. Religion verwandelt sich endgültig in eine „frohe“ Botschaft für alle Menschen gleichermaßen, auch für den Fremden und noch für den letzten Sünder. Mit dem „Zorn Gottes“ ist es aus, selbst wenn er von den Pfaffen weiterhin ins Feld geführt und für alle möglichen Zwecke instrumentalisiert wird.

Bei Miggelbrink gibt es einen großen Abschnitt über die praktischen seelsorgerischen Konsequenzen, die sich aus der Anerkennung (oder Wiedererinnerung) des Zornes Gottes ergäben. Er hält es für ein gegenwärtiges Übel, daß in den christlichen Gottesdiensten nur noch von der Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes geredet werde. Denn: „Gott steht nicht als Trost und Sinn für alle Fälle zur Verfügung. Sein Trost ereignet sich als Verwandlung des glaubenden Menschen, als leidenschaftlicher Kampf Gottes um den Menschen, der auch die Dimension des Zornes einschließt.“

Man fragt sich verwundert, in welche Gottesdienste der Dr. theol. habil. Miggelbrink hineingeht, welche Verlautbarungen der Päpste und Bischöfe er sich anhört. Heute dominiert doch eindeutig das ewige Gezeter à la Amos und Hosea, das Herumgefuchtel mit der Schuld, in der wir alle stehen und für die wir büßen müssen. Von froher Botschaft schon längst keine Spur mehr. Und dann wundern sie sich, daß die Kirchen sich leeren und die Diskos sich füllen!

Mag durchaus sein, daß die gegenwärtigen gesellschaftlichen und staatlichen Ordnungen „korrumpiert“ sind, daß das „verkehrte Geschlecht“ regiert und ein zorniges Nasenschnauben, das einiges hinwegblasen würde, bitter notwendig wäre. Solches Schnauben muß aber von den Menschen selbst ausgehen, natürlich von Menschen, die von der grundsätzlichen Gerechtigkeit und Gnadenmöglichkeit der Weltordnung überzeugt sind und daraus Trost, Hoffnung und Handlungsorientierung schöpfen.

IV. Auf Doctor subtilis hören!

Wenn der Knüppel regiert, interessiert sich niemand mehr für Degenkämpfe. Nach Lektüre jener historischen Vorlesung, die der Papst vor einiger Zeit während eines Deutschlandbesuchs an der Universität Regensburg hielt, sahen alle (wegen der politischen „Empörung“, die sie in islamischen Ländern auslöste) nur noch die Stelle mit dem Zitat des byzantinischen Kaisers Manuel, der sich einst uncharmant über den Propheten Mohammed äußerte. Daß sich Benedikt XVI. gleich anschließend einer berühmten innerchristlichen Auseinandersetzung zuwandte und dabei – im Gegensatz zu seiner Kommentierung des Manuel-Zitats – überraschend einseitig und möglicherweise höchst folgenreich Stellung

bezog, wurde glatt überlesen.

Dabei handelte es sich um keine Kleinigkeit. Es ging um die Frage, ob Gott „vernünftig“ sei nach Maßgabe dessen, was wir Menschen normalerweise für vernünftig, nämlich für logisch und mathematisch vorausberechenbar, halten. Thomas von Aquin, der führende Scholastiker des Hochmittelalters, hatte dergleichen postuliert, und Benedikt XVI. schloß sich dem vorbehaltlos an, indem er im selben Atemzug den großen Widersacher des Thomas in dieser Frage, Duns Scotus, kritisch beim Namen nannte und ihn in den intellektuellen Orkus verwies.

Duns Scotus (1270 bis 1308) war aber nicht irgendwer. Er wurde an allen europäischen Universitäten als „doctor subtilis“, der scharfsinnige Doktor, hoch verehrt (während man für Thomas von Aquin nur den etwas nichtssagenden Titel „doctor angelicus“, der engelgleiche Doktor, bereithielt). Und als „doctor subtilis“ fragte Duns also, woher denn Thomas und andere Scholastiker so genau wüßten, daß Gott ein Logiker sei und nicht anders als logisch denken könne. Das sei doch pure Einbildung, womöglich sogar schlimme Ketzerei, von Aristoteles und seinem arabischen Übersetzer Averroes blindlings übernommen.

Worüber wir einzig Sicherheit hätten, sagt Duns, sei, daß Gott einen gewaltigen *Willen* habe. Gott sei ein Täter und kein Nachdenker. Die Welt sei das Produkt seines Willens, Sein Wille sei an keinerlei vorgegebene Regeln oder gar Vorschriften gebunden, er sei das „movens per se“, der absolute Bewegter, und entsprechend dieser Einsicht habe sich der gläubige Christ zu verhalten.

Er habe sich klarzumachen, daß nicht der Verstand ein gutes und gottgefälliges Leben ermögliche, sondern einzig der Wille. Die Wahrnehmungen umgeben uns in unserem Leben wie ein diffuses Gemurmel, wie eine dunkle, verworrene Schattenwelt, in die erst dann Klarheit kommt, wenn sich der Wille ganz präzise einem bestimmten Schatten zuwendet, ihn sich gewissermaßen zur Brust nimmt. Ernst Bloch hat dafür das schöne moderne Bild gefunden: Der Wille bläst in die Wahrnehmungen hinein wie ein Sauerstoffgebläse, und die Wahrnehmungen, auf die dieses Gebläse, dieser Luftstrom, sich wirft, glühen auf, werden hell, treten hervor.

Je stärker sich der Wille den Vorstellungen zuwendet, umso heller glühen sie. Und erst wenn die Dinge vom Willen so recht zum Glühen gebracht worden sind, kann der Verstand an die Arbeit des Logifizierens und Moralisierens, des Sezierens, Analysierens und Einordnens gehen. Schiebt der Wille sein Gebläse aber von dem glühenden Gegenstand wieder weg und einem anderen zu, so nützt dem Verstand alles Einordnen nicht mehr. Die kalt gewordene Vorstellung wird wieder zum Schatten in der großen Nebelsuppe der natürlichen Wahrnehmungswelt. Allein der Wille, das Interesse, wie Duns auch einmal sagt, macht eine Vorstellung für uns „interessant“.

Erst das Interesse bringt uns dazu, eine Sache, und sei sie die höchste und wichtigste, mit Ernst und Leidenschaft zu betreiben. Wer kein wirkliches Interesse an Gott hat, der kann mit seinem Verstand noch so prunken, kann mit ihm noch so viele Räder anwerfen - kein Aas kümmert sich um ihn, eben weil er versäumt hat, Interesse zu wecken. Wenn beim einzelnen oder in der Gesellschaft das Interesse für eine Sache fehlt, dann bleibt sie eben liegen, mag der Verstand noch so oft nachweisen, daß sie „eigentlich“ gelöst werden müßte, daß es zum Beispiel gelte, moralische Werte einzuhalten und durchzusetzen.

Auch moralische Werte, sagt Duns Scotus (und sagt fast noch lauter sein nicht weniger berühmter Schüler William von Occam, der „doctor invincibilis“, der unbesiegbare Doktor der Scholastik), gehorchen dem Interesse. Auch sie sind reine Willensakte. Sie haben einen Gesetz-„Geber“, und der oberste, in seinem Willen völlig freie Gesetzgeber ist wiederum Gott. Die Gesetze des moralischen Minimums, die Gebote des Dekalogs, Du sollst nicht

töten, Du sollst nicht stehlen usw. hätten nach Gottes Willen durchaus anders ausfallen können. Sie sind, sagen Duns und William, nur dadurch sittlich, daß sie von Gott bestimmt wurden; nicht hat es Gott bestimmt, weil es von Haus aus sittlich war.

Was folgt daraus? Nicht das Zitieren irgendeines Kaisers Manuel war der entscheidende Lapsus in der Regensburger Vorlesung des Papstes, sondern die explizite Verteufelung von Duns Scotus und William von Occam im Stil des thomistischen Rationalismus. Mit ihr bewies das römische Oberhaupt eine merkwürdige Weltferne, gerade auch im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung mit dem Islam. Denn das Schicksal der großen Weltreligionen entscheidet sich primär nicht daran, wie jede von ihnen die Frage nach der „Vernunft“ Gottes beantwortet, sondern daran, ob sie in der Schar der Glauben Suchenden spontanes Interesse weckt, ob sie den Glühstab der Leidenschaft und des Lebensernstes dauerhaft auf sich zu richten vermag.

Benedikts Vorgänger. Papst, Johannes Paul II., wurde manchmal wegen seiner „Naivität“ und wegen seiner populären Gesten belächelt. Den jetzigen Papst umweht, trotz mancher gegenteiliger Bemühungen in jüngster Zeit, eine Aura abgeklärter Intellektualität und diskursiver Silbenstecherei. Das ist in der gegenwärtigen geistespolitischen Situation nicht ohne Gefahren. In erster Linie müssen im Westen der Wille zum Glauben und das Interesse für ihn (wieder-)erweckt werden. Sonst tanzt man nur unter kalten Schatten.

V. Über die Ökumene des Glaubens

Übrigens: Müssen denn alle dasselbe glauben, damit dauerhafter Frieden und optimale Verständigung in die Welt einziehen können? Man darf daran zweifeln. Nichts gegen eine „Ökumene der Gläubigen“, wie sie so vielen Christen heute so sehr am Herzen liegt, aber wichtiger, viel wichtiger noch ist der Grundsatz, daß man nie einem Menschen einen nestimmten Glauben aufzwingen darf.

Was einer glaubt, ist ja seine ganz und gar private, seine allerintimste Angelegenheit, die *reservatio mentalis* schlechthin. Ich kann zwar, durch gute Argumente, eindruckliche Erfahrungen, gewaltige Beispielgeber, zu einem Glauben bekehrt, doch nicht zu ihm gezwungen werden. Man kann mich höchstens dazu zwingen, so zu tun, „als ob“ ich etwas glaubte, d.h. man kann mich zur Lüge zwingen, nicht zur Wahrheit. Ich „bekenne“ dann; ob ich auch glaube, läßt sich nur schwer nachprüfen, wenn überhaupt.

Im späten römischen Reich in der Antike mußten alle an den Kaiser als an einen Gott glauben, mußten ihn gegebenenfalls anbeten und ihm Opfer darbringen. Den meisten Bürgern fiel das nicht schwer, sie glaubten üblicherweise an viele verschiedene Götter, warum sollte also nicht auch der Kaiser ein Gott sein? Die frühen Christen allerdings legten sich quer, denn sie glaubten nur an *einen* Gott und an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn. Einige verweigerten sogar das Bekenntnis, um nicht in der Lüge leben zu müssen. Lieber nahmen sie das Martyrium auf sich.

Indes, die Zeiten änderten sich, das Christentum wurde zur Staatsreligion, und nun mußten sich alle zu Jesus Christus bekennen, oft unter Androhung des Todes oder des Ausschlusses aus der Gemeinschaft. Gerade das in der Märtyrerzeit gewachsene Bewußtsein, daß es in Fragen des Glaubens stets buchstäblich ums Ganze, um Tod oder Leben, Erlösung oder Verdammnis ging, führte zur krassesten Unduldsamkeit abweichenden Glaubensrichtungen gegenüber.

Die seit Zarathustra bekannte Unart, zwischen „Gläubigen“ und „Ungläubigen“ zu unterscheiden, wurde ins Extrem getrieben. Kein „Ungläubiger“ konnte einen mehr gleichgültig lassen, er wurde zum unerträglichen Störfaktor, der den Heilslauf der Welt

aufhielt, sich ihm sogar entgegenstellte. Man begann früh schon die Frage aufzuwerfen, ob es für solche „Ungläubigen“ nicht besser wäre, wenn man sie gewaltsam vom Leben zum Tode beförderte. Auf jeden Fall mußte man sie „bekehren“, nämlich nicht nur einfach überzeugen, sondern regelrecht in der Seele umbauen.

Und jene „Heiden“ draußen auf dem flachen Lande - die konnte man ebenfalls nicht mehr unbehelligt lassen. Man mußte sich zu ihnen begeben, um sie mit dem rechten Glauben bekannt zu machen, mußte sie „missionieren“. „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker“ - dieses biblische Gebot gewann plötzlich ungeahnte Dimensionen, und zwar ganz überwiegend verhängnisvolle.

Bei den Eroberungen des alten Roms waren die Götter in den eroberten Gebieten und ihre Tempel und Heiligtümer weitgehend unangetastet geblieben und traten mit den mitgebrachten Göttern der Eroberer in einen friedlichen Wettbewerb und rituellen Austausch. Jetzt änderte sich das. Die christlichen Eroberer zerstörten nach ihrem Sieg zu allererst die Tempel und vertrieben zuallererst die autochthonen Götter. Der Islam ist dieser Methode später gefolgt, und der Bekehrungseifer der beiden großen Missionsreligionen hat faktisch das ganze Mittelalter geprägt und auch danach noch viel Unheil und Untergang angerichtet.

Als in der frühen Neuzeit im christlichen Abendland die sogenannte Säkularisierung einsetzte, änderten sich die Glaubensinhalte, doch am grundsätzlichen Verhältnis zwischen Glauben und Wissen änderte sich nichts. Das Wissen, dessen sich jedermann, welcher Glaubensrichtung auch immer, ohne Skrupel bediente, beschränkte sich weiterhin auf Dinge und Funktionen des alltäglichen Umgangs, auf Technik und Bequemlichkeit; alles, was darüber hinaus ging, verblieb im Bereich des Glaubens.

Typisch neuzeitliche, der „Moderne“ entsprechende Glaubensinhalte waren „die Atome“ und, ähnlich wie im Buddhismus, „das Nichts“. Der alte Glaube an eine „erlöste“, von Leid und Ungerechtigkeit dauerhaft befreite Menschheit verlagerte sich aus dem Jenseits in eine diesseitige, angeblich (wieder einmal) nahe bevorstehende Zukunft. Es gibt nach wie vor Kaiserkulte (Führerkulte), zu denen man sich bekennen muß, es gibt nach wie vor Glaubenskriege und mörderische Exzesse gegen Leute, die erklärtermaßen nicht an bestimmte religiös aufgeladene Politprogramme glauben.

Eine „Ökumene der Gläubigen“ anzustreben, kann unter diesen Umständen eigentlich nur bedeuten, daß die erlauchteten Glaubensverwalter sich brüderlich zusammenfinden und gemeinsam wirkungsvoll bekunden, daß es eine solche Ökumene nicht geben kann. Oder besser: daß es sie nur in der unendlichen Vielfalt jener differierenden Glaubensinhalte geben kann, wie sie in den Herzen und Seelen der Individuen, Völker und sonstigen natürlichen, bzw. historischen Gemeinschaften lebendig sind.

„Einheit in der Vielfalt“ hieß seinerzeit der Wahlspruch des von Papst Johannes Paul II. inspirierten ökumenischen Glaubenstreffens in Assisi. Umgekehrt wäre es noch besser gewesen: „Vielfalt in der Einheit“. Nur in der weitesten Vielfalt ist der Glaube des Menschen jene gewaltige universale Kraft, jene einzige „Wahrheit“, von der sich ohne Erröten sprechen läßt. Keine andere Macht der Welt kann sie austilgen.

Sie darf und soll sich durchaus bekennen, soll Symbole aufrichten und um Nachfolge werben. Aber jeder Zwang dabei, jeder Anflug von Zwang auch nur, ist von Übel, weil er direkt in die Lüge führt. Das Haus Salomo aber muß ein Haus der Wahrheit sein – oder es wird nicht sein.

